

Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Schwüle Nacht.

Stizze von Josefa Mes.

Ueber die Nocchetta-Gruppe, die sich scharf vom nächtlichen Himmel hob, standen große Sterne. Ihre Silberflammen zuckten unruhig wie vom Wind gejagte Lichter.

Auch im Bambusgebüsch war ein Zittern, und leise knarrend rieben sich die großen Blatthände der Nadelbäume aneinander. Und doch war es windstill. Sturm und Regen hatten sich ausgetobt in diesen Tagen des Frühlings. Nun kam die Ruhe, die Wärme. Aber sie wurde zur Schwüle, in der es fieberhaft hin und her zuckte. Aus den Weibern des Parks, denen das tiefe Blau-Grün des Garrafes und seine Klarheit fehlte, stieg der verwirrende Geruch gefangenen Wassers und legte sich wie Verwünschung hauch um alles Blühen. Die rosa, weißen und gelben Blumen standen in dem matten Silber der unruhigen Sterne wie geweihte Blumen auf Altären; unwirklich, verhallen.

Auch auf der Terrasse war das Zittern der Nacht. Es brannte durch die dünnen Schleiernebene der Kleider und glomm zurück aus dem Not der Wangen, dem Glanz der Augen. Aber es reate nicht an zu schnellerem Denken und rascherem Tun, es verhängte alles mit dem leichten Flor schwererlicher Lustigkeit.

Aus dem Musikzimmerklang Mozart herüber. Ganz fremd klang er herein in diese Stimmung. Wie ein fröhlich rieselnder kleiner Bach lief die feine klare Musik her, geschäftig erzählend von lustigen, kapriziösen und doch so unendlich einfachen Dingen, wie sie an schönen Festtagstagen sich begeben auf einer bunten blumigen Wiese.

Die auf der Terrasse empfanden ihn als etwas ganz, ganz fernes, aus einer anderen Welt, in der es keine Stürme gab und keine Schwüle. Sie kannten ihn alle, er war wie ein kleiner, zarter Rahmen um ein Bildchen ihrer Kinderzeit.

Dah er wunderbar gepieelt wurde, das empfanden sie nicht, die auf der Terrasse. Sie gaben sich ihm hin wie einer vorhandenen Sache, wie sie sich der Wärme hingaben, dem Duft, dem flimmernden Licht der großen Sterne, das unheimlich stumm

zitterte. — Das junge Mädchen, das sich in dem strengen Weiß ihres Kleides wie eine antike Statue vom pompejanischen Not der Wand hob, war sehr schön. Sie hatte silbes, braunes Haar, ohne Wirren. Ihre Haut war veredelt durch langes Krankein. Die Hände, noch leidvoll-blass, verlorren sich schon in den Falten des grünen Schals, der dunkel ihr helles Kleid begrenzte. Norddeutsches und italienisches Blut hatten ihr ihr Beiles gegeben: Nüchle Belerickung über leidenschaftlichem Empfinden. Sie war Studentin der Medizin und hatte sich seit zu Tode gearbeitet an den Präparaten in der Anatomie. Das zarte Lungengewebe konnte die scharfen Säuren nicht ertragen. Daß ihr Leben aufgehören würde mit dem aufgegebenen Studium, daran wollte sie nicht denken, noch nicht, noch gab es Hoffnung auf irgendein Wunder. Ihre Tage waren Träume, mit denen sie spielte wie mit bunten Ballen, tadelnd, und

doch darauf bedacht, keinen zu verlieren von den kostlichen, neu geschenkt.

Da war die gute alte Dame, die in jedem Jahr herkam, nicht, um der Schönheit der Landschaft willen, nur, weil das Zimmer so bequem war und der alte Servierkellner so freundlich.

„Sehen Sie, schöne Landschaft gibt es überall, ja, aber so etwas!“ — Die schalt mit der Studentin, wenn sie zu weit spazieren ging, zu hoch hina, den Monte Prione hinauf, wo die Blüten vor dem Fort standen wie angewachsen und mit ihren Blüten jenen Neenden erdolchen wollten. Oder nach Maria-Maddalena, dem amnütigen Witzschans.

Sie fragte ein bißchen viel, die alte Dame, horchte aus: „woher, wohin“, und fühlte sich ein wenig gekränkt, wenn ungenau geantwortet wurde. — Dann waren da ein paar junge Geschwister, frisches Leben.

Sie schwammen, ruderten, kletterten und sprachen in sommerhaft ermunterndem Ton mit den Erholungsbedürftigen.

Jetzt stiegen sie im Garten umher: kleine Anhöhen hinauf, über sanftgewölbte Büdchen. Sie stellten fest, daß die Schwäne sehr weiß und das Wasser sehr schwarz sei, daß die Nocchetta die grotesksten Formen des ganzen Ufergebirges aufweise, und daß der italienische Jollkutter mit seinem Scheinwerfer sehr ungünstig für Liebespaare sei. Und dann freuten sie sich darüber, daß sie leins waren und solche Dummheiten lieber anderen überließen. Sie stiegen sich her und hin und lachten.

Die auf der Terrasse schreuten zuweilen auf bei den jähen Lauten. —

Und dann war da der Herr im Mantel.

Wer er eigentlich war, wußte niemand, es war ein Oesterreicher, der in der Herzoginwina gelebt hatte. Er hatte sich aber auch in Moskau aufgehalten und in Paris. Mehr wußte man nicht. Was man sah, war ein Mann in mittleren Jahren, glatt rasiert, mit schönen Händen und einem Gesicht, das streng geschmitten war und unurchindlich wie ein geschlossenes Nier. Er sprach fast nie, war überall zugegen und trug stets einen Mantel, sogar bei Tisch, aber dann einen basteledenen. Seine ganze Natur war gleichsam in einen Mantel gehüllt. Man konnte alles darunter vermuten, aber nichts.



Vor der Katastrophe bei Jfy les Moulinaux:

Ministerpräsident Monis (1) und Ministerpräsident Mannoury (2) beobachtet in Gesellschaft des Generals Mannoury den Start des französischen Aeroplans, der das furchtbare Unglück herbeiführte.